

- Rakow, Lana (1994) [1992]: *The Field Reconsidered*. In: Angerer, Marie-Luise/Dorer, Johanna (Hg.): *Gender und Medien. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation*. Ein Textbuch zur Einführung. Wien: Braumüller, S. 24–34.
- Röser, Jutta (unter Mitarbeit von Beate Illg und Susanne Keuneke) (1993): *Frauen-Medien-Forschung, Graue Literatur 1980–1992. Eine kommentierte Bibliographie*. Münster: Agenda-Verlag.
- Schmerl, Christiane (Hg.) (1980): *Frauenfeindliche Werbung. Sexismus als heimlicher Lehrplan*. Berlin: Elefant Press (1983 bei Rowohlt).
- Trischak, Evamaria (2000): *Bibliografie der Abschlusarbeiten zur feministischen Medienwissenschaft am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien 1964–2000*. Stand: Sommer 2000. URL: <http://e.sil.at/genderda.htm> (auch: URL: <http://e.sil.at/genderda.doc>).
- Trömel-Plötz, Senta (1978): *Linguistik und Frauensprache*. In: *Linguistische Berichte*, Heft 57, S. 49–68.
- Trömel-Plötz, Senta (1982): *Frauensprache – Sprache der Veränderung*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Wodak, Ruth (1984): *Hilflose Nähe? Mütter und Töchter erzählen*. Wien: Deuticke.

Zeitschriften mit Schwerpunkt: Gender und Medien

- Das Argument*, 39. Jg. (1997), Heft 4. Medien – Geschlecht.
- beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 14. Jg. (1991), Heft 30–31. *Feministische Öffentlichkeit – patriarchale Medienwelt*.
- beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 17. Jg. (1994), Heft 38. *Neue Technologien*.
- beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 18. Jg. (1995), Heft 40. *Neue Technologien*.
- Feministische Studien*, 15. Jg. (1997), Heft 1. *Multimedia*.
- Medien Journal*, 16. Jg. (1992), Heft 3. *Gender*.
- Medien Journal*, 18. Jg. (1994), Heft 1. *Channel-Surfer*.
- Medien Journal*, 19. Jg. (1995), Heft 2. *On-stage*.
- Medien Journal*, 24. Jg. (2000), Heft 4. *Frauenöffentlichkeiten in Österreich*.
- Medien & Zeit*, 10. Jg. (1995), Heft 1. *Medien und Geschlecht*.
- Medien & Zeit*, 15. Jg. (2000), Heft 2. *Frauen und Medien*.
- Medienimpulse*, 2. Jg. (1994), Heft 4. *Geschlechteridentität in den Medien*.
- Medienimpulse*, 3. Jg. (1995), Heft 12. *Geschlecht und Medien*.
- Metis. Zeitschrift für historische Frauenforschung und feministische Praxis*, 7. Jg. (1998), Heft 13. *Gender und Medien*.
- SWS-Rundschau*, 38. Jg. (1998), Heft 4. *Gender und Cyberspace*.
- SWS-Rundschau*, 42. Jg. (2002), Heft 1. *Gender in Theorie und Kultur*.

Zur Vielfältigkeit von Geschlecht

Überlegungen zum Geschlechterbegriff in der feministischen Medienforschung

Waltraud Ernst

Geschlecht wird in feministischen Untersuchungen als Herrschafts- und Unterdrückungskategorie isoliert. Die einzelnen Forschungsansätze divergieren allerdings sehr stark hinsichtlich dessen, worin die Gründe für diese Funktion gesucht und gefunden werden. Ebenso divergieren sie hinsichtlich dessen, ob und wenn ja, welche Veränderungsmöglichkeiten in Betracht gezogen werden.¹ So wird in Auseinandersetzungen zur feministischen Theorie immer wieder der – teilweise selbstkritische – Vorwurf laut, dass diese nicht nur zur Aufdeckung der Wirksamkeit der Kategorie Geschlecht in angeblich geschlechtsneutralen Darstellungen in wissenschaftlichen Diskursen, sozialen Institutionen und kulturellen Produkten und deren Dekonstruktion beitrage, sondern selbst stereotype, dichotome, binäre oder heteronormative Weiblichkeiten und Männlichkeiten festschreibe. Im vorliegenden Beitrag möchte ich auf diesen Auseinandersetzungen aufbauen und erstens erörtern, was Fragestellungen sein können, die es feministischer Forschung ermöglichen, den genannten Festschreibungen zu entgehen. In einem zweiten Schritt werde ich anhand einiger Beispiele überlegen, wie sich diese Kategorien und Fragestellungen in der Praxis feministischer Theoriebildung und empirischer Forschung innerhalb der Medienforschung operationalisieren lassen.

In den letzten zehn Jahren sind feministische Analysen entstanden, welche die Instabilität von Geschlechteridentitäten, Geschlechterpraxen, Geschlechterkörpern und Geschlechterstrukturen verdeutlichen. Sie zeigen, auf welche Weise Geschlechteridentitäten, Geschlechterpraxen und Geschlechterkörper sowie Geschlechterstrukturen nicht nur in historischer Perspektive (also durch die Jahrzehnte und Jahrhunderte), sondern auch in geographischer (also über die Grenzen nationalstaatlich geordneter Welt hinweg) und in lebensgeschichtlicher Perspektive von einzelnen Personen keineswegs fix, sondern

offensichtlich veränderlich sind – und gerade deshalb Objekt von machtvoller, wenn auch variabler gesellschaftlicher Deutung sind.

Ich führe hier diese vier Aspekte der Kategorie Geschlecht einzeln auf, nicht um deren Unabhängigkeit von den jeweils anderen Aspekten zu behaupten, sondern um auf die Multidimensionalität der Kategorie Geschlecht hinzuweisen und folglich auch auf die Notwendigkeit, diese Multidimensionalität in feministischer Forschung zu beachten. Darauf weist auch Mary Hawkesworth mit ihrer scharfsinnigen Kritik an funktionalistischen Erklärungsmodellen der Geschlechterkategorie in feministischer Forschung hin, in welchen Geschlecht als universelles Explanans verwendet wird: „If feminist scholars are to confound gender and the natural attitude, rather than be confounded by gender, it will be helpful to enrich our conceptual terminology, taking advantage of crucial distinctions such as sexed embodiedness, sexuality, sexual identity, gender identity, gendered divisions of labor, gendered social relations, and gender symbolism, rather than collapsing such diverse notions into the single term gender“ (Hawkesworth 1997, 682).

Geschlechteridentitäten verstehe ich hier als Verständnis von Personen von sich selbst als geschlechtliche Wesen, das zwar hegemoniale hierarchische und binäre Deutungsmuster nicht vollkommen widerspiegeln, sich jedoch darauf beziehen muss, nicht nur um für andere verständlich zu sein, sondern schon allein für die behördliche Existenz. Mit Geschlechterpraxen meine ich nicht nur sexuelle Praktiken, welche zumeist das Geschlecht von Personen in den Mittelpunkt rücken, sondern alle sozialen Praxen und Interaktionsmuster, in denen das Geschlecht von Personen von Bedeutung ist, vom Lesen von Kinderbüchern bis zum Abschließen von Arbeits- oder Geschäftsverträgen. Unter Geschlechterkörpern verstehe ich die Deutung unserer Körper als geschlechtliche, durch Medizin, staatliche Behörden, Eltern, Bekannte, Fremde und uns selbst. Diese Deutungen müssen nicht immer miteinander übereinstimmen und können sich im Laufe eines Lebens verändern. Geschlechterstrukturen bezeichnen hier die sozialen Institutionen, die Geschlechterverhältnisse regeln, das sind nicht nur Gesetze, sondern auch Traditionen, Familienformen und andere kulturelle Produktionen, die das Leben von Personen in vorgegebene Bahnen leiten, jedoch ebenso von lokaler und historischer Partikularität gekennzeichnet sind und die Einzelnen nicht vollständig determinieren. Für diese Zusammenhänge ist ein Verständnis von Geschlecht als soziale Konstruktion hilfreich.²

1. Die soziale Konstruktion der Geschlechterkategorie

Die soziale Konstruktion von Geschlecht bedeutet meines Erachtens erstens den Verzicht auf eine universelle, dem Gesellschaftlichen übergeordnete Geschlechterkategorie, auf die sich „soziale Ausformungen“ beziehen ließen. Das heißt, Geschlecht wird nicht als metaphysisch vorgegebene menschliche Differenz verstanden, deren aktuelle und historische Deutungen variable Varianten einer menschlichem Sein zugrunde liegenden vorgesellschaftlichen Zweigeschlechtlichkeit darstellen. Im Gegenteil, Mythen, Schöpfungsgeschichten, philosophische, literarische und wissenschaftliche Abhandlungen zur Geschlechterkategorie werden selbst als soziokulturell situierte Produktionen untersucht, einem Lokalisierungsprozess unterzogen und damit in ihrer Partikularität entlarvt.³ Von ihrer Rolle als universelle Grundlage für soziale Organisation werden sie enthoben und können selbst als eine mögliche soziale Deutung mit anderen existierenden oder möglichen Deutungen von Geschlecht einer feministischen Kritik unterzogen werden.

Soziale Konstruktion bezeichnet zweitens den Verzicht auf eine essentielle, dem Gesellschaftlichen zugrunde liegende „rein biologische“ Geschlechterkategorie, worauf sich „kulturelle Deutungen“ beziehen ließen. Das heißt, es erübrigt sich, die Geschlechterkategorie in einen „biologischen“ oder „körperlichen“ Teil und einen „sozialen“ oder „kulturellen“ Teil aufzuspalten, die Entwicklung der geschlechtlichen Ausstattung menschlicher Körper wird vielmehr ebenso wie ihre Deutung als sozialer Prozess des Aushandelns und Entscheidens für eine herrschaftskritische Untersuchung zugänglich.⁴ Linda Nicholson erörtert in ausführlicher Klarheit, welche Probleme daraus entstehen, wenn der Körper bei der Entwicklung von Identitätsbegriffen in feministischer Theorie die Rolle eines „stummen Dieners“ einnimmt. Sie kritisiert Theorien, die davon ausgehen, „daß körperliche Unterscheidungsmerkmale über große historische Zeiträume hinweg konstant bleiben und sich dazu eignen, kulturübergreifende Gemeinsamkeiten in Persönlichkeit und Verhalten zu begründen oder zu erklären“, insofern sie eine „biologische Fundierung“ praktizieren (Nicholson 1994, 190). Diese verhindert der Autorin zufolge, dass Körper „genauso gründlich auf ihre Bedeutungsvielfalt hin untersucht [werden] wie Verhalten und Charakter“ und dass das Verhältnis zwischen Ähnlichkeiten und Unterschieden zur grundlegend historischen Frage werden kann (Nicholson 1994, 217–218). Da menschliche Körper in ihren vielfältigen Formen und Deutungen gerade zentraler Gegenstand von Geschlechterordnungen sind, so wird hier deutlich, ist es von Interesse für feministische Forschung, sie als immer schon so-

ziokulturell gedeutete in herrschaftskritische wissenschaftliche Untersuchungen miteinzubeziehen.

Geschlechterkörper existieren also weder außerhalb oder „vor“ ihrer Interpretation durch Personen als „Natur“, noch können sie unabhängig von Identität, persönlicher Interaktion oder institutionalisierten Strukturen gedacht werden. Judith Butler konzeptualisiert das Geschlecht von Personen als Verwirklichung von hegemonialen Normen, die in sich schon vorgeben, was im symbolischen Status quo lebbar und was verworfen wird. In diesem Sinne verstehe ich Butlers Definition des „biologischen Geschlechts“: „Es ist nicht eine schlichte Tatsache oder ein statischer Zustand des Körpers, sondern ein Prozess, bei dem regulierende Normen das ‚biologische Geschlecht‘ materialisieren und diese Materialität durch eine erzwungene ständige Wiederholung jener Normen erzielen“ (Butler 1995, 21). Die Performativität des Geschlechts ist Butler zufolge ebenso einem konstitutiven Zwang unterworfen, wodurch „Handlungsvermögen in einer ständig wiederholenden und reartikulierenden Praxis [verortet ist], die der Macht immanent ist, und nicht als eine Beziehung des von außen gegen die Macht geführten Widerstandes“ (Butler 1995, 39). Doch selbst Butlers Konzeption einer heterosexistischen Geschlechterordnung, der eine umfassende hegemoniale Macht zugrunde liegt, lässt dafür Raum, Veränderungen der Ordnung zu denken: „Ich möchte verstehen, wie das, was verworfen worden ist oder aus dem Bereich des richtigen ‚sex‘ verbannt wurde [...] unvermittelt als eine störende Wiederkehr produziert werden könnte, nicht bloß als eine imaginäre Anfechtung, [...] sondern als eine ermöglichende Aufspaltung, als Anlaß für eine radikale Reartikulation des symbolischen Horizonts, vor dem Körper überhaupt erst Gewicht erhalten“ (Butler 1995, 48). Indem sie soziale Normen nicht außerhalb des Geschlechterkörpers platziert, sondern als wesentliches Moment im Materialisierungsprozess geschlechtlich bestimmter Körper, erfüllt diese Perspektive auf die Geschlechterordnung meines Erachtens Nicholson's Forderung nach der Überwindung einer ahistorischen „biologischen Fundierung“ geschlechtlicher Identität. Unsere geschlechtliche Identität, unser Handeln als geschlechtlich definierte Person und die gesellschaftlichen Strukturen, in denen es stattfindet, sind daher immer auch in ihren körperlichen Dimensionen wirksam und die Kategorie Geschlecht immer auch als körperliche präsent.

Geschlecht, verstanden als soziale Konstruktion, ermöglicht so die vollständige Historisierung und Politisierung dieser Kategorie, sowohl was das Geschlecht einzelner Personen betrifft als auch jenes ganzer sozialer Gruppen. Auf diese Weise wird die Geschlechterkategorie von einer eindeutigen binären Zuordnungsautomatik von Personen zu mehrdeutigen Zuschrei-

bungs-, Lebens- und Strukturierungsprozessen, deren inhärente Ordnung selbst hinterfragt werden kann. Die Deutung von Geschlechteridentitäten, Geschlechterpraxen, Geschlechterkörpern und Geschlechterstrukturen wird also Gegenstand von sozialen Interpretations- und Aushandlungsprozessen, an deren Verfestigung oder Auflösung Personen – allein, in Gruppen oder ganzen sozialen Bewegungen – als soziale AkteurInnen permanent bewusst oder unbewusst teilnehmen.

Wenn wir Geschlechteridentitäten, Geschlechterpraxen und Geschlechterkörper sowie Geschlechterstrukturen als grundsätzlich instabil und veränderlich verstehen, können feministische Forschungen – entgegen hegemonialer Diskurse zur Kultur und Natur von Geschlecht – analysieren, inwiefern auch das Verhältnis zwischen Geschlechteridentitäten, Geschlechterpraxen, Geschlechterkörpern und Geschlechterstrukturen kein einheitliches, in sich homogenes und sich wechselseitig verstärkendes ist, sondern sich möglicher Weise durch überraschende Variabilität auszeichnet. Das heißt, wie Judith Butler analysiert hat, verkörpern soziale Positionen, die den vorgegebenen Normen nicht entsprechen, nicht einfach die Bestätigung der hegemonialen Norm, sie entlarven vielmehr das normative, das heißt hier sozial konstruierte, der Norm und entziehen ihr damit ihre Universalität oder Natürlichkeit. Anders ausgedrückt, zwingen die jeweils gültigen gesellschaftlichen Geschlechterordnungen Personen zwar, ihre vielfältigen und veränderbaren Geschlechterkörper und -identitäten entlang der vorgegebenen Strukturen, Normen und Interaktionsmuster zu leben, mehr oder weniger frei gewählt überschreiten Personen aber immer wieder diese hierarchischen Geschlechterstrukturen, Identitäts- und Körpernormen sowie die allzu engen Interaktionsmuster oder definieren sie und sich selbst auf neue Weise.

Das Ziel feministischer Forschung scheint daher in der Partikularisierung und Denaturalisierung von Geschlechterordnungen in allen kulturellen Manifestationen zu liegen. Indem feministische Analysen die sozialen Interpretations- und Aushandlungsprozesse von Geschlechterordnungen herausarbeiten, wirken sie wissenschaftlichen, religiösen und politischen Strömungen entgegen, die eine Universalisierung und Naturalisierung von Geschlechteridentitäten, Geschlechterpraxen, Geschlechterkörpern und Geschlechterstrukturen vorantreiben – zum Beispiel mit Hilfe von biologischer Gen-, Hormon- oder Verhaltensforschung. Für eine feministische Perspektive liegt aber das eigentliche Problem nicht in der Naturalisierung per se. Wäre die Bestätigung der Natürlichkeit von Geschlechterkörpern, Geschlechteridentitäten, Geschlechterpraxen oder Geschlechterstrukturen nicht gleichzeitig mit deren sozialer Anerkennung als normal oder moralisch richtig verbunden,

verlören Naturalisierungsstrategien ihre epistemologische Relevanz und ihre politische Brisanz.⁵ Wenn jedoch bestimmte Identitätsnormen, bestimmte Interaktionsmuster, bestimmte Körperrnormen und soziale Strukturen als Ausdruck natürlicher Geschlechterordnungen postuliert werden und dieser Verweis auf die Natürlichkeit die kulturelle Richtigkeit dieser Geschlechteridentitäten, Geschlechterpraxen, Geschlechterkörper und Geschlechterstrukturen belegen soll, welche in kulturellen Prozessen entwickelt wurden, steht dies emanzipatorischen Entwicklungen von Personen in ihren Verhältnissen entgegen. Das heißt, gerade weil „das Normale“, „das Natürliche“ und „das Gute“ seit dem 19. Jahrhundert in den diversen „Wissenschaften vom Menschen“ diese kulturell und medial außerordentlich produktive Einheit bilden, ist es von Bedeutung, sie zu dekonstruieren.

Die eigentliche Problematik der Naturalisierung von Geschlecht besteht also in ihrer Verknüpfung mit Normativität, in der Koppelung historisch variabler kultureller Geschlechternormen an vorgeblich beständige oder immer wiederkehrende Gesetzmäßigkeiten „in der Natur“. Denn mit dem Verweis auf die Natur erhalten Geschlechternormen den Status universeller Naturgesetze, was auch im 21. Jahrhundert offenbar noch eine epistemisch wirksame rhetorische Figur darstellt, bestehende Herrschaftsmuster zu beschwören. Naturalisierungen von Geschlecht sind allerdings auch heute keineswegs automatisch mit einem Tabuisieren des Eingriffs in auftretende Vielfältigkeiten der Natur verbunden. Gerade in der Gen-, Hormon- und Verhaltensforschung ist die Grundlagenforschung aufs Engste mit der Entwicklung biotechnologischer, medizinischer und psychotherapeutischer Diagnosen und Verfahren verknüpft, um eventuell auftretende „natürliche“ Vielfältigkeiten in bestehende – kulturell definierte – Geschlechterordnungen einzupassen (Fausto-Sterling 2000). Das bedeutet, Geschlecht muss nicht nur bezüglich seiner Eindeutigkeit, Beständigkeit und hierarchischen Deutung einer kritischen Reflexion unterzogen werden, sondern auch in seiner grundsätzlichen Funktion als universelle Ordnungskategorie, Interaktionsmuster, Identitäts- und Körperrnorm.

2. Geschlechterdiskurse und ihre AkteurInnen

Wenn wir Geschlecht also als eine Kategorie verstehen, die keine Eindeutigkeit von sich aus hat, deren Deutung vielmehr ständig aufs Neue produziert, bestätigt und in Frage gestellt wird, müssten die Prozesse zu untersuchen sein, die dazu beitragen, ihr Eindeutigkeit zu verleihen, Normalität und Ab-

weichung zu bestimmen und ihre Zuordnung in einer hierarchischen Ordnung zu regeln. Daher möchte ich hier untersuchen, wie feministische Medienforschung analysieren kann, welche kulturellen Prozesse Hierarchien geschlechtlicher Ordnungen herstellen, geschlechtliche Identitäten und geschlechtliche Körper in gesellschaftlichen Strukturen vereinheitlichen und welche kulturellen Prozesse dazu beitragen, diese Ordnungen zu überwinden bzw. ihnen ihre eindeutige, beständige oder hierarchische Bedeutung zu nehmen. Teresa de Lauretis' Konzeption dieser kulturellen Prozesse als „Technologie des Geschlechts“ verdeutlicht den interaktiven Zusammenhang zwischen Repräsentation und Konstruktion sowie der individuellen Dimension als Teil des Sozialen: „Die Konstruktion von Geschlecht ist Produkt und Prozess von Repräsentation und Selbstrepräsentation“ (Lauretis 1996, 68). Die Konstruktion von Geschlecht – womit de Lauretis hier „gender“ als Teil eines „sex-gender-Systems“ meint, das den Individuen innerhalb einer Gesellschaft Bedeutung zuweist – vollzieht sich also in einem wechselseitigen Prozess, in welchem einerseits die soziale Repräsentation des Geschlechts sich auf dessen subjektive Konstruktion auswirkt und andererseits die Selbstrepräsentation des Geschlechts auf dessen soziale Konstruktion.

Demnach befindet sich feministische Theorie im Spannungsfeld einer Bedeutungsproduktion von Geschlecht sowohl innerhalb als auch außerhalb der herrschenden Geschlechterideologie. Gerade daraus ergeben sich für die Wissenschaftlerin Handlungs- und Verschiebungsspielräume: „Die Konstruktion des Geschlechts wird heute durch die verschiedenen Technologien des Geschlechts (zum Beispiel das Kino) und institutionellen Diskurse (zum Beispiel Theorien) fortgesetzt, die die Macht besitzen, das Feld sozialer Bedeutung zu kontrollieren und so Geschlechterrepräsentationen zu produzieren, zu fördern und ‚einzupflanzen‘. Aber in den Randzonen des hegemonialen Diskurses existieren auch Begriffe für eine andere Konstruktion des Geschlechts. Diese Begriffe, die von außerhalb des heterosexuellen sozialen Vertrags aus eingebracht wurden und die in mikropolitischen Praxisformen eingeschrieben sind, können an der Konstruktion des Geschlechts teilhaben“ (Lauretis 1996, 79). Hier wird klar, dass feministische Forschung, um eine sich ständig erneuernde soziale Innovationskraft zu erhalten, in enger Verbindung mit den widerständigen sozialen Bewegungen stehen muss, die diese „mikropolitischen Praxisformen“ entwickeln und erproben. Das heißt auch, um Geschlecht als soziale Konstruktion auf eine Weise erforschen zu können, die über eine simple Bestätigung hegemonialer Geschlechternormen hinaus geht, ist es notwendig, sich vorstellen zu können, dass Geschlechter-

strukturen, Geschlechteridentitäten, -körper und ihre Interaktionen anders sein könnten, besser als der Status quo sie vorgibt. Dies erfordert wiederum das Potenzial, Fantasie zu mobilisieren – nicht nur in Form sozialer Dystopien; es gilt vielmehr, die kreativen Potenziale sozialer Utopien zu erkennen und für feministische Forschung zu nutzen.⁶

Für eine effektvolle Dekonstruktion hegemonialer Geschlechterdiskurse müssen sich feministische WissenschaftlerInnen zusätzlich darin üben, die eigene soziale Position im hegemonialen Diskurs kritisch zu reflektieren. Dies erörtert Sandra Harding in ihrer Entwicklung des Begriffs der starken Objektivität: „Strong objectivity requires that the subject of knowledge be placed on the same critical, causal plane as the objects of knowledge. Thus, strong objectivity requires what we can think of as ‚strong reflexivity‘“ (Harding 1993, 69). Diese kritische Untersuchung des Subjekts der Erkenntnis ist der Wissenschaftstheoretikerin zufolge deshalb so wichtig, weil es die Annahmen des hegemonialen Diskurses („culturewide beliefs“) sind – wovon feministische Forscherinnen ja nicht unabhängig sind –, die in jedem Schritt des wissenschaftlichen Forschungsprozesses als Evidenz dienen: in der Auswahl von Problemen, der Hypothesenbildung und dem Forschungsdesign ebenso wie bei der Datensammlung, -ordnung und -interpretation, bei den Entscheidungen, wann Forschungen beendet werden, und der Art und Weise, wie Forschungsergebnisse präsentiert werden. Es ist daher von entscheidender Bedeutung, ständig zu reflektieren, was wir auf welche Weise und warum als gegeben voraussetzen und was wir auf welche Weise und warum als erwiesen erachten.

Es ist also einerseits wichtig, Geschlecht in seinen jeweils gültigen kulturellen Ordnungskategorien, Interaktionsmustern, Identitäts- und Körpernormen zu untersuchen, d. h. als hegemoniale Geschlechterdiskurse. Andererseits ist es für feministische WissenschaftlerInnen aber unabdingbar, Personen und Gruppen von Personen als letztlich nie vollständig berechnen- und beherrschbare, lebendige AkteurInnen bezüglich ihrer Geschlechteridentitäten, Geschlechterpraxen, Geschlechterkörper und Geschlechterstrukturen als Forschungsobjekte ernst zu nehmen. Ich möchte mich in diesem Zusammenhang der Kritik Sylvia Junko Yanagisakos an einer Konzentration auf einen einzigen, institutionell geschaffenen Diskurs anschließen, da Personen und kulturelle Praktiken eher an Schnittstellen verschiedener, sich möglicher Weise auch widersprechender kultureller Diskurse agieren und in ihrer Vielschichtigkeit sichtbar werden: „Ohne eine Analyse der sozial kontextualisierten Praktiken, durch die den Diskursen Ausdruck verliehen wird, und ohne eine Analyse der institutionell untermauerten Praktiken, durch die diskursive

Bereiche geschaffen werden, verlieren wir die Menschen aus den Augen, d. h. die historisch und politisch situierten AkteurInnen, die diesen Diskursen Stimme verleihen und die durch diese als Subjekte konstituiert werden“ (Yanagisako 1997, 45). Für die feministische Medienforschung bedeutet dies, dass es zwar zentral ist, die medialen Produkte und kulturellen Diskurse auf ihre Bedeutungsproduktion hinsichtlich der Kategorie Geschlecht zu untersuchen. Ebenso zentral scheint es jedoch, das macht Yanagisako hier deutlich, Personen als NutzerInnen, RezipientInnen, Publikum und AgentInnen direkt in die Medienforschung einzubeziehen und sie auf ihre mehr oder weniger individuelle Bedeutungsproduktion von Geschlecht und ihre Strategien in Zusammenhang mit ihrem Medienkonsum zu befragen.

Die Deutung der Geschlechteridentitäten, Geschlechterpraxen und Geschlechterkörper sowie der Geschlechterstrukturen, die eine Person auf sich selbst bezogen vornimmt, ist nicht notwendiger Weise mit deren Fremddeutungen übereinstimmend. Das heißt nicht, dass Selbst- und Fremddeutungen vollkommen unabhängig voneinander stattfinden würden – sie sind, im Gegenteil, auf das Engste aufeinander verwiesen, um nicht zu sagen angewiesen. Diesen Zusammenhang erläutert Gesa Lindemann anhand der Schwierigkeit, in einer Gesellschaft mit rigider zweigeschlechtlicher Ordnung, Geschlechterveränderung zu beschreiben (und zu leben): „Selbst als unmittelbare leibliche Erfahrung, gewissermaßen unter der eigenen Haut, hat eine Person ihr Geschlecht nicht allein, deshalb kann eine Veränderung des eigenen Geschlechts nicht ohne eine Veränderung der geschlechtlichen leiblichen Erfahrung aller Beteiligten vonstatten gehen“ (Lindemann 1997, 280). Der Soziologin zufolge müssen sich transsexuelle Personen nicht nur entlang eines schmal definierten Pfades der Überschneidung von Wahrnehmen und Begehren entlang heterosexueller Deutungen von Gleich- und Verschiedengeschlechtlichkeit bewegen, sondern sie müssen dies auch entlang von ähnlich eng als weiblich bzw. männlich definierten Interaktionsmustern leisten. Daraus lässt sich eine Relation herstellen zwischen der Rigidität der heterosexuellen Ordnung und der geschlechtlichen Interaktionsnormen einerseits und der Leichtigkeit bzw. Schwierigkeit, eigene Geschlechteridentitäten, Geschlechterpraxen und Geschlechterkörper in bestehende Geschlechterstrukturen einzupassen andererseits.

Für die feministische Medienforschung bedeutet dies, dass es interessant ist zu untersuchen, wie vielfältig die als weiblich bzw. männlich dargestellten Personen interagieren oder wo sie rigiden stereotypen Interaktionsmustern anhängen. Was sind die jeweiligen Signifikanten der Geschlechterrepräsentation – sind es immer dieselben oder werden die AkteurInnen auf verschiedene

Art als Frauen bzw. als Männer dargestellt? Welche Attribute sind immer vorhanden, welche nur gelegentlich bzw. austauschbar? Wo treten Mittel zur Vereinheitlichung von Geschlechterrepräsentationen hervor, und wann kommt es zu Verschiebungen oder Vervielfältigungen? Wenn wir von einer Rezeptionstheorie ausgehen, die RezipientInnen nicht entlang der Dichotomie männlich/aktiv und weiblich/passiv einteilt, sondern als soziale AkteurInnen, denen sowohl mehrfache Identifikationspotenziale als auch komplexere Handlungsspielräume gegenüber dem jeweiligen Medium offen stehen, gehen (oder denken) wir als Forscherinnen selbst über diese Dichotomie als determinierendes Moment der uns zur Verfügung stehenden Wirklichkeitsstrukturen hinaus.⁷ Dies stellt meines Erachtens einen entscheidenden feministischen Impuls nicht nur in der Medienforschung dar.

Geschlechteridentitäten, Geschlechterpraxen und Geschlechterkörper sowie Geschlechterstrukturen bilden und verändern sich darüber hinaus nicht unabhängig von sozialen Positionen von Personen innerhalb von Klassenhierarchien und rassistischen Klassifizierungen von Ethnien, Religionszugehörigkeiten oder Hautfarben. Dies erläutern Sarah Fenstermaker und Candace West mit ihrem methodischen Ansatz des „doing difference“. Dieser Ansatz ermöglicht den Autorinnen zufolge, Gleichzeitigkeit und Zusammenhänge bei der Entstehung von Macht und sozialer Ungleichheit besser zu erklären: „Erst wenn man die Konstruktion von Geschlecht, Klasse und Ethnie als simultane Prozesse begreift, wird es möglich zu erkennen, dass die Relevanz dieser Ordnungsmuster je nach Interaktions-Kontext variieren kann“ (Fenstermaker/West 2001, 237). Geschlecht, Klasse, und Ethnie sind demnach eng miteinander verknüpfte dynamische und veränderbare „Hervorbringungen“, die ihre jeweilige Bedeutung ausschließlich durch soziale Interaktion erhalten. Die soziale Ordnung, die hier als Zuordnung zu bestimmten Kategorien, als Repräsentation von Unterschieden zwischen Personen verstanden wird, nehmen Beteiligte erst durch ihr aktives Zutun als normale wahr: „Die Unterschiede, die eigentlich durch diesen Prozess [der Hervorbringung] erst erzeugt wurden, gelten nun als grundlegende und dauerhafte Merkmale von Personen, und am Ende erscheinen Sexismus, Rassismus und Klassenherrschaft als eine *Reaktion* auf derartige individuelle Merkmale – und die soziale Ordnung als eine vernünftige Anpassung an die angeblich ‚natürlichen‘ Ungleichheiten zwischen Menschen“ (Fenstermaker/West 2001, 238). Die Sozialwissenschaftlerinnen propagieren daher, bei der Erforschung von Herrschaft und Unterdrückung die Suche nach den Mechanismen, durch die Ungleichheit als Ergebnis zustande kommt, in den Mittelpunkt der Untersuchungen zu stellen.

Sozialer Wandel entsteht demnach durch die sozialen Interaktionen, die nur in Verbindung mit früheren Interaktionen – auch solchen, die sich zu institutionellen Praktiken verdichtet haben – und zukünftigen Erwartungen zu verstehen sind: „Es ist der bewusste oder unbewusste Widerstand gegen herrschende Erwartungshaltungen, der den sozialen Wandel letztlich antreibt“ (Fenstermaker/West 2001, 243). „Doing difference“ ist also eine weitere Methode, Herrschaft und Unterdrückung als zentrale und weit reichende Elemente sozialer Ordnungsstruktur zu analysieren und dennoch mit der Kategorie des Widerstands über eine statische oder deterministische Auffassung der Machtverhältnisse hinauszugehen. Geschlecht, Ethnie und Klasse können damit als bedeutende und dennoch veränderliche soziale Prozesse erforscht werden, die Identität, Körper und Handlungspraxis ordnen.

Evelyn Nakano Glenn führt die Verwobenheit unterschiedlicher Herrschaftsstrukturen gleichzeitig konkreter und umfassender aus. Sie erarbeitet mit Hilfe des Ansatzes des sozialen Konstruktivismus ein integratives Forschungsgerüst, in welchem rassistische und sexistische Ungleichheiten als sich gegenseitig bedingend untersucht werden können: „These convergences point the way toward an integrative framework in which race and gender are defined as mutually constituted systems of relationships – including norms, symbols, and practices – organized around perceived differences“ (Glenn 2000, 9). Dabei fokussiert sie die Prozesse, in denen Rassisierung („racialization“) und Vergeschlechtlichung („engendering“) auf drei verschiedenen Ebenen stattfinden: erstens Repräsentation, womit sie die Verwendung von Symbolen, Sprache und Bildern meint, um Bedeutungen von „race“ und „gender“ auszudrücken und zu vermitteln; zweitens Mikro-Interaktion, worunter sie die Anwendung von Normen von „race“ und „gender“ und Umgangsformen versteht sowie die räumlichen Regeln, die Interaktionen innerhalb der Grenzen von „race“ und „gender“ inszenieren, und solchen, die diese überschreiten; und drittens Sozialstruktur, was die Zuweisung von Macht und materiellen Ressourcen entlang von Zuordnungen zu „race“ und „gender“ bezeichnet.

Glenn betont drei weitere analytische Elemente, welche die Säulen ihres Gerüsts darstellen. Es ist erstens die Relationalität von Weißheit und Maskulinität, wobei die Identität der dominanten Gruppe von der Verteilung der jeweils komplementären Eigenschaften auf die unterdrückten „Anderen“ abhängt. Zweitens ist es die Gleichzeitigkeit von Sozialstruktur und kultureller Repräsentation, insofern materieller Nutzen oder Schaden für Personen in dialektischer Verbindung mit ihrer kulturellen Repräsentation steht. Drittens gilt es Macht zu verstehen als gleichzeitige Durchdringung

aller sozialen Verhältnisse, nicht nur solcher, die im engeren Sinne als politisch gelten.

Glenn zeigt ausführlich, wie ihr umfassendes Forschungsgerüst, angewendet auf Untersuchungen von „privater“ und „öffentlicher“ Reproduktionsarbeit und Analysen von Staatsangehörigkeit und Bürgerrechten („citizenship“), die zentralen Herrschaftsmechanismen beleuchten kann. Als wesentliche methodische Konsequenzen argumentiert sie für die Untersuchung der sozial nicht-markierten Kategorien wie Weißheit und Maskulinität, um ihre sich gegenseitig verstärkende Normativität zu dekonstruieren, und für Erforschungen von Hybridität, um die sauber geordneten, sich wechselseitig ausschließenden Kategorien, welche die Basis von Rassismus (ebenso wie von Sexismus) sind, zu zerschlagen. Weiters betont sie die Wichtigkeit von Studien zur Heterogenität, um besser zu verstehen, wie „class, ethnicity, generation, and other axes of difference interact to shape heterogeneous genders“ (Glenn 2000, 31). Ebenso legt sie dar, wie kritische Untersuchungen zu Verhältnissen zwischen unterdrückten Gruppen und zu transnationalen Strukturen und Identitäten von „race-gender formations“ notwendig sind, um die Komplexität der Machtverhältnisse bezüglich des internationalen Arbeitsmarktes und der alltäglichen Lebensbedingungen zu erfassen.

3. Geschlechterdimensionen in Medien

Als methodologische Folgerung liegt daher für feministische Medienforschung nahe, Geschlecht als variable und nicht als konstante Größe zu untersuchen. Was heißt das im Einzelnen? Eine Möglichkeit bestünde darin, beim Forschungsdesign von Fragebögen oder in Interviewsituationen keine fixen binären Geschlechterkategorien vorauszusetzen, sondern entweder vielfältigere Kategorien anzubieten oder graduelle Kategorien von Männlichkeit und Weiblichkeit oder Geschlecht als offene Frage zu formulieren. Das Problem bei einer graduellen Bestimmung von Männlichkeit und Weiblichkeit scheint mir, dass Personen zwar als graduell männlich oder weiblich eingeschätzt werden können bzw. sich selbst einschätzen können, Männlichkeit und Weiblichkeit aber weiterhin als konstante Größen angenommen werden – als ob sie für alle Beteiligten immer dasselbe bedeuten. Ein weiteres Problem bei einer graduellen Operationalisierung der Kategorien ist die damit verknüpfte Linearität, wodurch es schwierig erscheint, zu thematisieren, inwiefern zum Beispiel für weiße RezipientInnen nicht-weiße RepräsentantInnen des gleichen oder eines anderen Geschlechts in Medien andere Identifikationspoten-

ziale bereitstellen, als wenn sie die gleiche Hautfarbe hätten.⁹ Interessant wäre auch zu überlegen, inwiefern InformantInnen im Forschungsprozess mit alternativen Definitionen von Männlichkeit und Weiblichkeit konfrontiert werden können, bzw. Deutungen zu differenzieren und in Fokusgruppen gegenüberzustellen.

Wenn wir Repräsentationen von Geschlecht in Medien wie Büchern, Filmen, Fernsehen, Websites im Internet, Computerspielen usw. analysieren, wird es wichtig zu fragen, das haben die bisherigen Ausführungen zu zeigen versucht, was für eine Weiblichkeit bzw. Männlichkeit repräsentiert wird. Immer dieselbe oder changierende, vielfältige Männlichkeiten und Weiblichkeiten? Sind diese immer an Personen gebunden, die auch sonst Weiblichkeit und Männlichkeit darstellen. In welche Bedeutungskontexte werden verschiedene Weiblichkeiten und Männlichkeiten gestellt? Sind es immer weiße Weiblichkeiten, die in Kontexten moralischer Integrität dargestellt werden? Tauchen schwarze Männlichkeiten nur in Bezug auf Kriminalität oder körperlicher Stärke auf? In Bezug auf Schönheit immer nur junge Weiblichkeiten? Wo kommen arme Weiblichkeiten vor? Sind es immer nur heterosexuelle Männlichkeiten, die in Zusammenhang mit Erfolg dargeboten werden? Oder liegt die Deutung der Weiblichkeiten und Männlichkeiten nur im Blick der ZuschauerInnen? Wie können subversive Rezeptionsstrategien von opportunen unterschieden im Forschungsdesign operationalisiert werden? In welchem Verhältnis stehen die verschiedenen Rezeptionsstrategien zum Vergnügen, das sich die RezipientInnen womöglich erhoffen?

Susanna Danuta Walters erörtert in ihrem Versuch einer methodologischen Entwicklung von Feminist Cultural Studies die Möglichkeiten eines ethnographischen Zugangs, um einen Teil dieser Fragen zu beantworten: „This new ethnography – drawing as it does from radical anthropologists and oral historians – rigorously interrogates its own practice and is careful to avoid the undertheorized empiricism of the old mass-comm audience research as well as the subjectivism and relativism of much literary criticism“ (Walters 2000, 243). Mit diesem Zugang scheint es ihr möglich, eine Theorie des aktiven weiblichen Blicks zu entwickeln, mit welcher Widerstand in der Art und Weise, wie Frauen Bilder sehen und Bedeutung produzieren, aufgefunden gemacht werden kann. Darüber hinaus könne damit untersucht werden, inwiefern Bedeutung nicht nur im „Text“ offenbar ist, sondern aktiv in der Interaktion zwischen ZuschauerIn und Bild hergestellt wird.

Walters warnt allerdings vor einer allzu emphatischen Suche nach dem Widerstand, welche den Blick auf allzu normative Bedeutungsmuster täuschen könnte: „We must be careful not to ‚find‘ resistance and ideological slippage

under every apparently hegemonic rock of popular culture, simply because we want them to be there. Feminist attention to narrative needs to traverse both these grounds – exposing male-centered plots of popular culture and constructing alternative readings that tell a more empowering story. And these alternative readings need not be produced wholly in the minds of the academic feminist critic, but can themselves be unpacked and analyzed from the narratives of audiences“ (Walters 2000, 247–248). Dabei betont sie die Wichtigkeit, einerseits erfahrenes Vergnügen des Publikums nicht automatisch mit widerständigen Bedeutungsproduktionen gleichzusetzen oder zu verwechseln und andererseits aber Verbindungen zwischen populärem Vergnügen und kollektiven Kämpfen sozialer Bewegungen zu analysieren. Das veranschaulicht, wie groß die Interpretationsfreiräume bei diesem Ansatz feministischer Medienforschung sind. Daher ist es umso wichtiger, das Forschungsdesign aus verschiedenen Perspektiven zu diskutieren, um es möglichst wenig durch die von Sandra Harding problematisierten kulturellen Grundannahmen, die unreflektiert als gegeben vorausgesetzt werden, einzuschränken oder den spezifischen Blick der feministischen ForscherInnen damit zu verwechseln.¹⁰

4. Höchste Zeit für Lara Croft?

Judy Wajcman klagte 1991 im Kapitel: „Technology as Masculine Culture“ ihres wegweisenden Buches „Feminism Confronts Technology“ noch darüber, dass Mädchen und Frauen keine Chance hätten, spielerisch den Einstieg in die immer wichtiger werdende Computertechnologie zu finden, da es keine weiblichen Protagonistinnen in den Computerspielen gebe, was aber in Gesellschaften mit geschlechtsstereotypen Sozialisationen für Kinder dringend notwendig sei. Zehn Jahre später gibt es mit Lara Croft, Heldin und Hauptfigur des Computerspiels „Tomb Raider“, genau ein solches Angebot. Astrid Deuber-Mankowsky untersucht in ihrer aktuellen Studie „Lara Croft. Modell, Medium, Cyberheldin“, warum dieses Computerspiel einen so enormen Erfolg hat und in welchem Verhältnis dieser Erfolg mit der dargestellten Weiblichkeit seiner Heldin steht.¹¹

Anhand dieses Beispiels möchte ich untersuchen, wie das, was ForscherInnen mit der jeweiligen Begründung als weiblich oder männlich bezeichnen, entscheidende Vorgaben für eine Bewertung der Medien bzw. der RezipientInnen als emanzipatorisch oder stereotyp gibt. Denn die Kategorie Geschlecht, so möchte ich mit Käthe Trettin festhalten, verdankt ihre Wirk-

samkeit gerade den Zuschreibungspraxen aller beteiligten sozialen AkteurInnen. Trettin kommt dabei zu folgendem Ergebnis: „Geschlechtliche Distinktionen sind konventionelle Unterscheidungen“ (Trettin 1994, 231). Der Begriff der Konvention macht hier deutlich, dass geschlechtliche Zuschreibungspraxen von Personen im sozialen Zusammenhang fixiert, eingeübt und verändert werden. Dies zeigt weiters, dass es notwendig ist, auch die eigene Konvention einer Selbstreflexion zu unterziehen: „Eine kritische Interpretationspraxis erfordert demnach sowohl die Reflexion auf eingeübte Sprach- und Handlungsspiele als auch den Umgang mit innovatorischen Geschlechtsmetaphern, in der Absicht, die Geschlechtszuschreibungspraxis und möglicherweise auch deren Regeln feministisch zu revidieren“ (Trettin 1994, 230). Diese Interpretationspraxis von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ möchte ich anhand der Deutung von „Lara Croft“ im Folgenden näher erläutern.

Deuber-Mankowsky analysiert die Weiblichkeit Lara Crofts in Analogie zur „Traumfrau“ in einer Erzählung von Italo Calvino, die Teresa de Lauretis als Motiv in ihrer Produktionsgeschichte der „Frau als Text“ benutzt: „Die Ausführungen von Teresa de Lauretis machen deutlich, daß zwischen der Anonymität einer durch ihre Weiblichkeit gekennzeichneten Figur und der Anonymität, die sich einstellt, wenn einzelne in einer Masse verschwinden, eine ausschlaggebende Differenz besteht. Diese Differenz äußert sich in der schwindelerregenden Doppeldeutigkeit, in der die Frau zugleich die Quelle des Begehrens ist, *etwas* zu repräsentieren, und das Medium, durch das sich das Begehren objektiviert“ (Deuber-Mankowsky 2001, 37). Mir scheint diese Deutung der anonymen Traumfrau und ihre Analogsetzung zu Lara Croft etwas zu eindimensional einer patriarchalen Philosophie des Begehrens zu entspringen, die Weiblichkeit ausschließlich als Objektivierung denken kann.

Die Autorin konstatiert eine eindeutige körperliche Weiblichkeit, die in Lara Croft mit einer eindeutigen aktionistischen Männlichkeit vereint sei: „Lara Croft ist eine Frau mit männlichem Charakter. Daß sie einen männlichen Charakter hat, erkennt man an ihrer Abenteuerlust, an ihrer Autonomie, an ihrem Handeln; daß sie eine Frau ist, sieht man ihr an. Ihr Frausein reduziert sich, wiederum in sehr traditioneller Weise, auf ihre ‚überdimensionierten weiblichen Attribute‘“ (Deuber-Mankowsky 2001, 63). Mir scheint die Sicherheit, mit der die Kulturwissenschaftlerin hier festlegt, woran sie einen „männlichen Charakter“ erkennt, doch sehr überraschend. Andererseits sieht die Autorin das Problem des „Cultural Icon Lara Croft“, wie sie es nennt, gerade darin, dass sie gleichzeitig zu einer „Entgeschlechtli-

chung“ beitrage (Deuber-Mankowsky 2001, 16). Ich möchte hier fragen, ob es sich bei Lara Croft als Spielfigur nicht weniger um eine „Entgeschlechtlichung“ handelt als vielmehr um eine Entsexualisierung, die darin besteht, dass sie in keinerlei und damit auch in keinem sexualisierten Bezug zu einer männlichen oder weiblichen Spielfigur dargestellt ist. Sie ist mit aller Begehrlichkeit einer Abenteuerheldin ausgestattet, jedoch ohne ein eigenes Begehren, das gängigen heterosexuellen oder lesbischen Kategorien entsprechen würde – denn sie begehrt „lediglich“ neue Abenteuer. Unabhängig davon, ob nun für SpielerInnen jedes Geschlechts genau darin Lara Crofts Begehrlichkeit liegt, in ihrer ständigen Lust darauf, alleine neue Abenteuer zu bestehen, und gerade nicht darauf, sich einem anderen Menschen in Liebe hinzugeben, es macht sie zu einer extrem ungewöhnlichen weiblichen Protagonistin.¹²

Die von Lara Croft verkörperte Weiblichkeit steht damit im Widerspruch mit der tief sitzenden Geschlechternorm, wonach Frauen – aufgrund welcher Erfahrungen auch immer – es grundsätzlich an einer angeblich männlichen Autonomie mangelt, sie im Ausgleich dazu – entsprechend dem bekannten komplementären binären Geschlechterschema – jedoch die wirklich emotionalen, sozialen und beziehungsorientierten Wesen darstellen. Ich könnte mir vorstellen, dass es interessant wäre, NutzerInnen dieses Computerspiels analog der entwickelten ethnographischen Forschungsmodelle feministischer Medienforschung dahingehend zu befragen, inwiefern diese Figur des virtuellen Konsums Identifikationspotenzial für eine ganze neue Generation von Siegerinnen anbietet.¹³ Dabei wäre es ebenso interessant zu erfragen, in welchem Verhältnis dieses Identifikationspotenzial mit der dargestellten Unabhängigkeit von Gefühlsbindungen zu anderen Personen steht, was ja eines der wesentlichen Problemfelder Jugendlicher (beiderlei Geschlechts) darstellt. Weiters könnte untersucht werden, ob die Attraktivität dieser selbstständigen Agentin ihres Glücks für Jugendliche jeglichen Geschlechts eine emanzipatorische Chance bezüglich stereotyper geschlechtlicher Interaktionsmuster bei realen Personen haben könnte. Hier gilt es selbstverständlich zu bedenken, dass allein die Tatsache, dass dieses Computerspiel zum Massenkonsum angeregt hat, nicht ausreicht, um eventuelle Rückschlüsse auf die Rezeptionsbereitschaft und Verkörperungswilligkeit weiblicher Rollen von Jugendlichen zuzulassen, die autonome Abenteuerheldinnen miteinschließt. Auch hier könnte nur empirische sozialwissenschaftliche Medienforschung Näheres klären.

5. Vielfältige Geschlechter

So sehr sich die Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen voneinander unterscheiden, so vielfältig sind auch die Kategorien und Fragestellungen, die sich unter der Bezeichnung feministische Wissenschaft, Frauen- und Geschlechterforschung oder Gender Studies finden. Es war mir kein Anliegen, hier einen wohlsortierten Überblick über alles Vorhandene zu liefern, sondern dazu vorzudringen, was ich als Kern des Problems feministischer Geschlechterforschung am Anfang des 21. Jahrhunderts bezeichnen will: Wie können feministische Wissenschaften aufzeigen, wie die Kategorie Geschlecht dazu genutzt wird, in allen gesellschaftlichen Feldern Personen in fixe Normen zu zwingen, ihnen soziale Rollen zuzuweisen und Möglichkeiten der Selbstentfaltung zu bieten oder zu nehmen, ohne diese selbst zu zementieren? In der Kritik dieser Funktion der Kategorie Geschlecht scheint es ein vorrangiges Anliegen feministischer Forschung, aufzuzeigen, inwiefern Geschlecht zu Unrecht zu psychosozialer, körperlicher und sexueller Normierung, Nivellierung der Selbstentfaltung und des Rollenzwangs dient. Die Aufgabe feministischer Forschung sehe ich daher nicht darin, zur Stabilisierung der jeweils gültigen Geschlechterkategorien beizutragen, sondern vielmehr zu deren Dekonstruktion auf der textuellen und bildlichen Ebene der Repräsentationen, zu deren Destabilisierung auf psychosozialer, körperlicher und sexueller Ebene und deren Transformation auf ökonomisch-politischer Ebene. In dieser Hinsicht können auch feministische Medienforschungen selbst geschlechtliche Vielfältigkeit darstellen, gerade wenn sie Geschlecht als hierarchische Ordnungskategorie, Identitäts- und Körpernorm insgesamt in Frage stellen.

Anmerkungen

- 1 Es gibt hierzu verschiedene selbstreflexive Kategorisierungen wie zum Beispiel Toril Moi's Auseinandersetzung mit den Begriffen „feminist“, „female“ und „feminine“ in der feministischen Literaturwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der französischen Theorieentwicklung (Moi 1997) und Judith Lorbers historisch-analytische Arbeit über die us-amerikanische feministische Theorie, in der sie „Feminismen, die die Geschlechterordnung reformieren wollen“, von solchen unterscheidet, „die Widerstand gegen die Geschlechterordnung leisten“, und jenen, „die gegen die Geschlechterordnung rebellieren“ (Lorber 1998). So nützlich diese Einteilungen auf den ersten Blick auch scheinen für eine Übersicht über feministische Theorie(entwicklung), so wenig adäquat wirken sie doch auf den zweiten, die Vielfalt der Positionen und Instabilität der Perspektiven zu repräsentieren. Von manchen Autorinnen wird gerade dieses Faktum als das kreative Moment des Diskurses bezeichnet (Harding 1986; Gunew 1990).

- 2 Für eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Begriff der sozialen Konstruktion und seiner Verwendung in feministischen Wissenschaften vgl. Ernst 1999, 151–249.
- 3 Vgl. zum Beispiel eine kritische Untersuchung zur aristotelischen Zeugungstheorie (Tuana 1995) und eine Analyse von Hildegard von Bingen's Deutung der biblischen Schöpfungsgeschichten (Cadden 1995).
- 4 Für ein gut argumentiertes Plädoyer für die Aufrechterhaltung der konzeptuellen Aufspaltung der Geschlechterkategorie in „sex“ und „gender“ vgl. Nagl-Docekal 1999, 17–67.
- 5 In der landwirtschaftlichen Züchtung von Pflanzen und Tieren gab es zur Steigerung von Produktion und Profit bis zur öffentlichen Problematisierung von „genetisch veränderten Lebensmitteln“ und dem Einsetzen der Bewegungen für eine ökologische Landwirtschaft diese Tendenz. In ihrer kritischen Analyse der Gentechnologie warnt Donna Haraway vor einer Idealisierung und Mystifizierung des Natürlichen in Form von „reinen“ Lebensformen, da diese erstens einer zutiefst hybriden Geschichte natürlicher Entwicklungen widersprechen und zweitens mit einer rassistischen und fremdenfeindlichen Ideologie einhergehen (Haraway 1997, 60–62, 213–265).
- 6 Carole Vance weist diese Bedeutung der Vorstellungskraft als eine zentrale Verbindung von sozialkonstruktivistischen Theorien der Sexualität und sexuellen Befreiungsbewegungen aus (Vance 1989, 30).
- 7 Dies fordert auch Andrea Braidt in ihrer gut argumentierten Kritik an der psychoanalytisch orientierten feministischen Filmtheorie (Braidt 2000).
- 8 Obwohl Glenn „race“ als soziale Konstruktion analysiert, der keine „körperliche Wahrheit“ zugrunde liegt, die jedoch weit reichende materielle Konsequenzen hat, benutzt sie den Begriff wie viele KollegInnen in der us-amerikanischen anti-rassistischen Theoriebildung. Ich möchte den Begriff nicht wörtlich mit „Rasse“ ins Deutsche übersetzen, da ich mich der historisch-kritischen Sprachentwicklung nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus sowie dem anti-rassistischen biologischen Diskurs anschließen will, wo der Begriff in Bezug auf Menschen als unhaltbar eingeschätzt wird. Wo ich Glenns Theorie referiere, belasse ich daher „race“ im Englischen, ebenso „gender“, mit dem sie sich weder deutlich einer Dekonstruktion von „sex“ als „gender“ anschließt noch widersetzt.
- 9 Inwiefern unterschiedliche Klassenzugehörigkeit von Frauen unterschiedliche Identifikations- und Rezeptionsmuster von Soap Operas ermöglicht und dies mit einer Gegenüberstellung von textueller Analyse und Rezeptionsanalyse erforscht werden kann, erörtern Ien Ang und Joke Hermes in ihrer differenzierten Analyse von Geschlechterartikulationen in Praktiken des Medienkonsums: „Thus, media consumption should be conceptualized as an ever proliferating set of heterogeneous and dispersed, intersecting and contradicting cultural practices, involving an indefinite number of multiply-positioned subjects“ (Ang/Hermes 1994, 127).
- 10 Eine umfassende feministische medienwissenschaftliche Untersuchung des Musikfernsehens hat Ute Bechdolf durchgeführt, in der sie nach ausführlichen methodologischen Überlegungen ihre eigenen Deutungen von Musikvideos (als „Traditionen und Affirmationen“, „Oppositionen und Rebellionen“ und „Auf-Brüche und Gender-B(l)ending“) den Interpretationen von Jugendlichen, die sie in prozessorientierten Interviews ermittelt, gegenüberstellt (Bechdolf 1999). Für eine ausführliche Analyse vgl. Dorer 2000.
- 11 Aus Platzmangel kann ich hier leider nicht auf Deuber-Mankowskys theoretisch fundierte Analyse des Verhältnisses von Erfolg und Medienneuheit eingehen.
- 12 In der US-Verfilmung taucht allerdings plötzlich der tote Vater als wesentlicher Bezugsrahmen auf. Vgl. Rainer 2001. In dem Punkt, daß „Tomb Raider“ auf einer völlig unreflektierten Reinstanzierung von (Neo-)Kolonialismus und Exotismus aufbaut, unterscheiden sich Computerspiel und Film allerdings nicht.
- 13 Die Autorin kennt offenbar diesbezügliche Studien, nutzt sie jedoch nicht, um ihre Kategorien von Weiblichkeit und Männlichkeit zu reflektieren (vgl. Deuber-Mankowsky 2001, 61–63).

Literatur

- Ang, Ien/Hermes, Joke (1994): Gender and/in Media Consumption. In: Angerer, Marie-Luise/Dorer, Johanna (Hg.): Gender und Medien. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation. Wien: Braumüller, S. 114–133.
- Bechdolf, Ute (1999): Puzzling Gender. Re- und De-Konstruktionen von Geschlechterverhältnissen im und beim Musikfernsehen. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Braidt, Andrea B. (2000): Geschlechterkonstruktion im Film: Kritische Anmerkungen zum angloamerikanischen Blickparadigma. In: Klettenhammer, Sieglinde/Pöder, Elfriede (Hg.): Das Geschlecht, das sich (un)eins ist? Frauenforschung und Geschlechtergeschichte in den Kulturwissenschaften. Innsbruck/Wien: Studienverlag, S. 163–173.
- Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Berlin: Berlin Verlag.
- Cadden, Joan (1995): Und er schuf sie als Mann und als Weib: Geschlecht und Wissenschaft im Werk der Hildegard von Bingen. In: Orland, Barbara/Scheich, Elvira (Hg.): Das Geschlecht der Natur. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 224–239.
- Deuber-Mankowsky, Astrid (2001): Lara Croft. Modell, Medium, Cyberheldin. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Dorer, Johanna (2000): Rezension von Ute Bechdolf: Puzzling Gender. Re- und De-Konstruktionen von Geschlechterverhältnissen im und beim Musikfernsehen. In: Publizistik, 45 Jg., Heft 2, S. 265–267.
- Ernst, Waltraud (1999): Diskurspiratinnen. Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern. Wien: Milena.
- Fausto-Sterling, Anne (2000): Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality. New York: Basic Books.
- Fenstermaker, Sarah/West, Candace (2001): ‚Doing Difference‘ Revisted. Probleme, Aussichten und der Dialog in der Geschlechterforschung. In: Heintz, Bettina (Hg.): Geschlechtersoziologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 236–249.
- Glenn, Evelyn Nakano (2000): The Social Construction and Institutionalization of Gender and Race. An Integrative Framework. In: Ferree, Myra Marx/Lorber, Judith/Hess, Beth B. (Hg.): Revisioning Gender. Walnut Creek: Altamira Press, S. 3–43.
- Gunew, Sneja (1990): Feminist Knowledge: Critique and Construct. In: Dies. (Hg.): Feminist Knowledge: Critique and Construct. New York/London: Routledge, S. 13–35.
- Haraway, Donna (1997): Modest_Witness@Second_Millennium.FemaleMan[®]_Meets_Oncomouse[™]. Feminism and Technoscience. New York/London: Routledge.
- Harding, Sandra (1986): The Instability of the Analytical Categories of Feminist Theory. In: Signs: Journal of Women in Culture and Society, vol. 11, no. 4, S. 645–664.
- Harding, Sandra (1993): Rethinking Standpoint Epistemology: „What is Strong Objectivity“? In: Alcoff, Linda/Potter, Elizabeth (Hg.): Feminist Epistemologies. New York/London: Routledge, S. 49–82.
- Hawkesworth, Mary (1997): Confounding Gender. In: Signs: Journal of Women in Culture and Society, vol. 22, no. 3, S. 649–685.
- Lindemann, Gesa (1997): Die Differenzen im Prozeß der Geschlechtsveränderung und die Differenzen der Geschlechter. In: Stoller, Silvia/Vetter, Helmut (Hg.): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. Wien: WUV-Universitätsverlag, S. 274–291.
- Lorber, Judith (1998): Kontinuitäten, Diskontinuitäten und Konvergenzen in neueren feministischen Theorien und feministischer Politik. In: Feministische Studien, 16. Jg., Heft 1, S. 39–53.

- Moi, Toril (1997): *Feminist, Female, Feminine*. In: Belsey, Catherine/Moore, Jane (Hg.): *The Feminist Reader. Essays in Gender and the Politics of Literary Criticism* (Second Edition). Houndmills u. a.: Macmillan Press, S. 104–116.
- Nagl-Docekal, Herta (1999): *Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven*. Frankfurt/M.: Fischer TB.
- Lauretis, Teresa de (1996): *Die Technologie des Geschlechts*. In: Scheich, Elvira (Hg.): *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*. Hamburg: Hamburger Edition, S. 57–93.
- Nicholson, Linda (1994): Was heißt „gender“. In: Institut für Sozialforschung, Frankfurt (Hg.): *Geschlechterverhältnisse und Politik*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 188–220.
- Rainer, Alexandra (2001): Coole Kämpferinnen. In: *an.schläge. Das feministische Magazin*, Heft 10, Wien, S. 34–35.
- Trettin, Käthe (1994): Braucht die feministische Wissenschaft eine >Kategorie<? In: Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa (Hg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 209–235.
- Tuana, Nancy (1995): Der schwächere Samen. Androzentrismus in der Aristotelischen Zeugungstheorie und der Galenschen Anatomie. In: Orland, Barbara/Scheich, Elvira (Hg.): *Das Geschlecht der Natur*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 203–223.
- Vance, Carole S. (1989): *Social Construction Theory: Problems in the History of Sexuality*. In: Altman, Dennis u. a. (Hg.): *Homosexuality, Which Homosexuality?* Amsterdam: Uitgeverij An Dekker, S. 13–34.
- Wajcman, Judy (1991): *Feminism Confronts Technology*. Cambridge: Polity Press.
- Walters, Suzanna Danuta (2000): Sex, Text, and Context. (In) *Between Feminism and Cultural Studies*. In: Ferree, Myra Marx/Lorber, Judith/Hess, Beth B. (Hg.): *Revisioning Gender*. Walnut Creek: Altamira Press, S. 223–257.
- Yanagisako, Sylvia Junko (1997): *Geschlecht, Sexualität und andere Überschneidungen*. In: Schein, Gerlinde/Strasser, Sabine (Hg.): *Intersexions. Feministische Anthropologie zu Geschlecht, Kultur und Sexualität*. Wien: Milena, S. 33–65.

Diskurs, Medien und Identität

Neue Perspektiven in der feministischen Kommunikations- und Medienwissenschaft

Johanna Dorer

Feministische Forschung bezieht sich auf eine Vielfalt unterschiedlicher Theorien. Allen voran sind es poststrukturalistische, semiotische, konstruktivistische und dekonstruktivistische Ansätze sowie die Psychoanalyse, die in der letzten Zeit vermehrt Anwendung finden. Zunehmend finden diese Ansätze auch in die feministische Medien- und Kommunikationswissenschaft Eingang. Vor allem der (De)Konstruktivismus und – im Zusammenhang mit den Cultural Studies – die Semiotik liefern wichtige Ansätze in der Diskussion um den Stellenwert von Geschlecht im Rahmen der Kommunikations- und Medienprozesse.

In meinem Beitrag möchte ich hier anschließen und den Versuch unternehmen, unter Verwendung noch wenig oder gar nicht rezipierter Theorien und Ansätze weiterzudenken und, daraus abgeleitet, neue Fragen an die feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft zu stellen. Wesentliche Erweiterungen der Sichtweise lassen sich meines Erachtens durch das Aufgreifen der Foucault'schen Diskursanalyse, der Hegemonietheorie von Laclau und Mouffe, der postmodernen Identitätskonzepte oder der filmwissenschaftlichen Konzeptionen von Geschlecht und Medien erreichen. Die folgenden Ausführungen sollen Überlegungen dazu liefern, wie wir das Feld der feministischen Medienforschung in Richtung neuer Problemstellungen, wie etwa Globalisierung, Ökonomie, Normierung etc., öffnen können und welche Fragen an die feministische Medienforschung damit verbunden sind.

Johanna Dorer · Brigitte Geiger (Hrsg.)

Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft

*Ansätze, Befunde
und Perspektiven
der aktuellen Entwicklung*

Westdeutscher Verlag